



Die Gemeinschaft bei einer Sitzungspause am Nachmittag vor dem Diakonissenhaus in Riehen. In zivil sind Vertreter des dritten Ordens zu sehen sowie die bz-Volontärin.

JUN

Glauben bedeutet irgendwie Leidenschaft

Diakonissen Die Schwesterngemeinschaft funktioniert nach eigenen Regeln, die von aussen schwer zu durchschauen sind



VON JASMIN GRASSER

Es ist 6.15 Uhr und ich kriege meine Augen kaum auf, als ich vor dem Diakonissenhaus in Riehen stehe. Eigentlich eine Zeit, zu der ich üblicherweise auf die Uhr schaue, weil ich langsam das Gefühl kriege, es wäre Zeit mein Bett anzuvisieren. Die erste Überraschung: Die Schwestern schweigen bis 8 Uhr – ich nicht. Das alte Gebäude hallt, mir kommt es vor, als würde ich die Begrüssung brüllen. Mein klammernder Schmuck und die roten Fingerringe könnten hier leicht deplatziert wirken. Ich lasse deshalb den Schmuck und mein Telefon in die Tasche gleiten und mache mich mit Schwester Larissa auf den Weg zur Morgenandacht.

Angemessenes Verhalten

Auf der harten Holzbank frage ich mich, ob ich die Beine kreuzen darf, schaue verstohlen nach links und rechts. Schräg vor mir entdecke ich eine Schwester, deren schwarze Socken sichtbar sind. Offenbar darf ich das. Nach zwei Sekunden rutsche ich wieder herum – unter einem bodenlangen Rock sieht diese Geste weit aus weniger präsentierend aus. Noch schwieriger gestaltet sich die Frage, was ich mit meinem Händen mache. Kreuzen erscheint mir scheinheilig. Ich gerate in eine leichte Panik, als mir einfällt, dass ich singen muss. Etwas, dass ich sehr selten tue und wenn, dann laut und falsch. Ich bewege die Lippen. Scheinbar scheinen die Schwestern alle eine Gesangsausbildung zu haben. Ich bemerke, dass ich als Drückeberger entlarvt werde und singe doch mit. Leise. Ganz leise. Aber immerhin. Die Morgenandacht gleicht einer Choreografie, die bei allen wunderbar sitzt. Ich tanze mit, zu langsam und völlig falsch.

Nach dem stillen Frühstück fahren wir mit dem Lift in die Küche. Ich nutze die Gelegenheit und huste unanständig laut. Kurz darauf murmle ich eine Ausrede, dass ich mein Telefon für die Arbeit brauche, und hole es. Dabei fällt mein Blick auf das Zi-

garettenpäckchen. Eine Frage, die ich gleich stelle: Rauchen Schwestern? Schwester Larissa und Schwester Rosemarie, der ich meinen Aufenthalt im Kloster zu verdanken habe, schauen mich irritiert an. «Das ist doch teuer», meint Schwester Rosemarie. Ich seufze und nicke.

Schwester Larissa begleitet mich den Rest des Tages, führt mich durch die unzähligen Gänge des Mutterhauses, zeigt mir die Nebengebäude, in denen die Schwestern wohnen. Die im Jahr 1852 gegründete Gemeinschaft umfasst 91 Mitglieder im Zürcher Oberland, in Riehen und Basel sowie im Burgund. In Riehen leben und arbeiten die Mitglieder des Ordens in sieben Gebäuden. Speziell ist der dritte Orden: «Es ist eine Öffnung nach aussen, um auch Männer, Ehepaare und Frauen, die sich Gott ver-

bunden fühlen aber nicht in die Kommunität eintreten möchten, einen Zugang zu geben», erklärt mir Schwester Rosemarie. Schwester Larissa ist die einzige Novizin und das jüngste Mitglied der Gemeinschaft.

Es ist ein sehr bewusster Entscheid, dieses Leben zu wählen.

Wir duzen uns schnell. Das Leben in der Kommunität bleibt für mich nicht greifbar. Die Hektik des normalen Alltags scheint nicht in die Gemeinschaft einzudringen und es ist entspannend, nicht selbst planen zu müssen. Gleichzeitig funktioniert das Leben hier nach Regeln, die in einem Tag nicht zu durchschauen sind.

Schwester Larissa antwortet auf alle meine Fragen offen – und seien sie persönlich.

Teenies leben bei den Schwestern

Sie erzählt mir von der sozialen Verantwortung, die die Frauen übernehmen. Beim Birkenhaus erzählt sie mir von den beiden jungen Frauen, die als 12-jährige Kinder von ihrem Vater in das Kloster übergeben wurden. Ich frage, ob sie denn aktiv eingebunden werden, und stelle es mir komisch vor, von Schwestern in einer religiösen Gemeinschaft grossgezogen zu werden. Schwester Larissa lächelt nachsichtig, als sie mir antwortet: «Es sind Teenies. Sie kommen um zwei Uhr morgens nach Hause und machen Lärm. Sie essen sonntags mit uns in der grossen Gemeinschaft, das ist alles.» Als wir weiter-

laufen, fügt sie an: «Es wäre ja auch komisch, die Mädchen vollkommen in unsere Glaubensstrukturen einzubinden.»

Als sie mir die Aufnahmebedingungen erklärt, wird mir klar, dass es ein sehr bewusster Entscheid ist, dieses Leben zu wählen. Im ersten Jahr läuft man als zivile Person in den normalen Tagesabläufen mit, es folgen drei Jahre Noviziat. Nach dem ersten Jahr wird man eingekleidet, allerdings dauert es sechs bis sieben Jahre, bis die Frauen sich definitiv zu dieser Lebensform entschliessen.

Ungewohnte Abläufe

Die erste Sitzung findet um halb zehn statt und ich merke, wie ich weg döse. Einige Dinge sind für mich sehr erhellend: Vor der Sitzung wird gebetet, ich trainiere dabei meine neue Paradedisziplin, linkisch und betreffen auf den Boden zu starren. Ein bisschen wie früher in der Schule, wenn ich die richtige Antwort nicht wusste. Es ist die höflichste Sitzung, der ich bisher beigewohnt habe. Bald darauf begleite ich die Schwestern zum Mittagsgebet. Beim Mittagessen darf ich neben Schwester Doris sitzen, die seit 25 Jahren die Oberin der Gemeinschaft ist und ihr damit vorsteht. Sie kündet mich als Gast an und ich kann nicht anders, als leicht beschämt zu grinsen.

Schwester Larissa erklärt sich bereit, mir in der Mittagspause ein paar Fragen zu beantworten, ich nutze die Gelegenheit und rauche eine Zigarette in der Sonne. Am Nachmittag darf ich der zweiten Sitzung beiwohnen, dieses Mal geht es um die Fortschritte zum Geistlich-Diakonischen Zentrum. Dieses Gebäude wird gerade umgebaut und wird verschiedene Bereiche für Mitglieder des Ordens und Gäste haben. Als ich nach zwei Stunden Sitzung die Gemeinschaft verlässe, fühle mich ein verklärt und bin immer noch müde. Ich freue mich darauf, ein Bier am Rhein zu trinken.

Das ist der fünfte Teil einer Sommerserie, die einmal wöchentlich erscheint. Bereits publiziert wurde eine Reportage über die Basler Kehrichtlader (4.7.), über die Arbeit als Fährimaa (11.7.), über die Affenpfleger im Zolli (18.7.) und über eine Nacht als Döner-Vekäufer (26.7.).

■ SCHWESTER LARISSA: «ICH HABE GEFÜHLE UND ICH BIN JUNG»

Was wollten Sie als Kind werden?

Schwester Larissa: Kleinkinderzieherin. Die Ausbildung konnte ich allerdings nicht machen, deswegen habe ich mich zur Altenpflegerin ausbilden lassen, in einem Diakonissenhaus in Minden, wo ich herkomme. Damals fand ich die Gemeinschaft interessant, allerdings auch furchtbar alt. Erst als ich eine jüngere Diakonissin traf, beschloss ich, dass ich diesen Weg einschlagen möchte.

Wie hat Ihre Familie auf Ihre Entscheidung reagiert?

Mein Vater hat es akzeptiert, meine Mutter hat das Gespräch mit mir gesucht. Die Angst meiner Eltern war, dass ich mich von der Welt zurückziehen würde. Meine zwei älteren Brüder haben sehr verwirrt reagiert. Sie dachten, ich bräuchte doch einen Mann, der mich beschützt.



Schwester Larissa vor dem Hautgebäude. JURI JUNKOV

Als sie das erste Mal in der Gemeinschaft zu Besuch waren, hat sich dies aber gelegt.

Wie haben Sie die Stille am Anfang empfunden?

Ich fand es schon ein wenig befremdlich, schliesslich hätte ich gerne ab und zu etwas gesagt. Aber ich habe mich daran gewöhnt und geniesse die Ruhe auch. Wir haben auch stille Tage, wo wir uns intensiv mit uns selbst und Gott unterhalten.

Vermissen Sie etwas?

Natürlich, manchmal. Ich bin eine Frau, ich habe Bedürfnisse, ich habe Gefühle und ich bin jung. Aber wenn ich zweifle, dann rede ich mit Gott darüber und das nimmt meinen Gedanken die Schärfe. Ich wollte immer Kinder und einen Ehemann, aber ich lebe das jetzt anders aus. Ich mache gerne Sport, um mich körperlich zu betätigen und zu spüren. (JAG)